

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 1 (1933-1934)
Heft: 9

Artikel: Die Jugend Richlieu's
Autor: Burckhardt, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758414>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die politischen Probleme sind zu einem großen Teil nur darum schwierig, weil es an einem einheitlichen Geist, an einem Willen zu überparteilicher und auch übernationaler Gerechtigkeit fehlt. Echter Christenglaube kann nicht anders, als diesen Willen erzeugen. Auch eine Minderheit von geisterfüllten, ihrem Herrn unbedingt ergebenen Christen könnte, über den ganzen Erdball verbreitet, die Gestalt der politischen Welt völlig verändern. In viel höherem Maße als der abstrakte Idealismus oder Humanismus ist die aus Glauben stammende Liebe und Gerechtigkeit eine geschichtsgestaltende Macht. Das staatliche Problem — das außenpolitische und innenpolitische — ist vor allem ein persönliches: Was für Menschen sind es, die den Staat machen? Ich glaube nicht an das tausendjährige Reich; ich glaube aber, daß das Reich Gottes, dessen Vollendung jenseits der Zeit liegt, auch in der zeitlich geschichtlichen Welt, in der Welt, wo es Staaten und Politik gibt, sich machtvoll ankündigen und darin geschichtlich wirksam werden will. Nicht die Schwierigkeit der politischen Probleme, sondern die Lahmheit der Christen ist schuld, daß so wenig von der Kraft und dem Geist des Christus in der Welt der Politik sichtbar wird. In diesem Sinne glaube ich, daß es auch politisch nicht Größeres und Wichtigeres gibt als das Christsein.

Die Jugend Richelieu's

von Carl Burckhardt

Wir freuen uns, aus der Feder des geschätzten Historikers am Institut des hautes études politiques in Genf ein Kapitel aus seinem großen Werk über Richelieu, das demnächst bei Callwey in München erscheinen wird, unsern Lesern zu unterbreiten.

Eine halbe Meile vom Schloss Richelieu entfernt liegt das feste Schloß derer von Maussion. Die Maussion und die Richelieu sind seit Menschengedenken Rivalen. Die Heiraten zwischen den beiden Geschlechtern, die hin und wieder erfolgten, verbitterten nur das Verhältnis. Ein Streit zwischen Louis du Plessis Richelieu und dem Herrn von Maussion wegen einer Frage des Vorrangs in der

Kirche wird vom Zaune gebrochen: Mausson lauert du Plessis im Hinterhalte auf, überrascht und erschlägt ihn.

Zu jenem Zeitpunkt war der jüngere Bruder des Erschlagenen, François du Plessis von Richelieu, Page am Hofe Carls IX.

Seine Mutter berief ihn zurück ins väterliche Schloss und nährte seinen tiefern Willen mit Racheplänen. Wie er zum Manne heranreifte, begann der Nachbar sich zu fürchten; er verließ sein Schloß nur noch durch einen unterirdischen Gang, der zu einer Furt auf dem Weg nach Champigny führte. Hier an der Furt erwartete ihn der junge Richelieu, und er warf, wie Mausson sein Pferd durch den seichten Fluß ritt, dem Tier durch das aufspritzende Wasser ein Wagenrad in die Vorderbeine, so daß es stieg, stürzte, seinen Reiter mit sich riß und schon waren der junge Rächer und seine Helfershelfer über dem Gestürzten und taten ihm, was er dem andern getan hatte.

Dann Abschied von der harten Mutter, Flucht durch England, Deutschland nach Polen, wohin der Thronkandidat, der Herzog von Anjou, der spätere Heinrich III., viele Franzosen rief. François von Richelieu zeichnete sich aus im Gefolge dieses wenig erfreulichen Herrn, er wurde in schwierigen Missionen verwandt, als erster meldete er Anjou, dem Thronfolger, den Tod Carls IX., er begleitete ihn auf seiner abenteuerlichen Flucht aus Polen und gelangte, fest in seiner Gunst verwurzelt, nach Frankreich und hoch hinauf auf den Stufen des Thrones; er wurde Grand Prévost von Frankreich, Ritter des Ordens vom heiligen Geist. Dieser Vendettamörder scheint an dem weichen Hof der Serenaden und der Mignons, dem Hof Heinrichs III. ein Charakter geblieben zu sein: als ein frommer, genauer Katholik wird er geschildert, als milder und sehr geschätzter Herr auf seinen Gütern, als klar und rasch von Geist, dabei scheint aber die Tat, zu der die Mutter ihn im Beginn seines Lebens angetrieben hatte, schwer auf ihm zu lasten, von bedrückter Gemütsart, war er ein Einzelgänger: man nannte ihn «Tristan den Einsiedler». — Dieser Mann war der Vater des großen Kardinals.

François von Richelieu hatte jung geheiratet, mit 18 Jahren, eine fünfzehnjährige Bürgerliche, die Tochter eines Advokaten am Pariser Parlament, Suzanne de la Porte; damals lebte sein älterer Bruder noch, der den Rang der Familie zu wahren hatte, er, der jüngere dagegen, besaß in der Wahl seiner Frau mehr Freiheit. Er soll aus Neigung gewählt haben, sodann wurde die Beziehung zu der ein-

flußreichen Welt des Parlamentes, des Legistenstandes hier angebahnt, und die Aussicht auf eine reiche Erbschaft schien verlockend. Als aber François von Richelieu mitten in seinem kraftvoll tätigen Wirken im 32. Altersjahr an einem heftigen Fieber starb, waren die Seinen in so großer Geldverlegenheit, daß seine Ordenskette verkauft werden mußte, um ein standesgemäßes Begräbnis zu ermöglichen. Schwer war das Dasein seiner jungen Witwe; mit der harten Mutter ihres Mannes lebte sie in einer jener engen, gespannten, schwierigen Interessengemeinschaften, Winter und Sommer mit ihren fünf Kindern, deren ältestes ein zehnjähriger Sohn, das jüngste ein dreijähriges Mädchen waren. Verschuldete, verwüstete Güter, unsicheres Einkommen, beständige Gefährdung und täglich, stündlich diese hochmütige alte Frau mit dem scharfen, verächtlichen, inquisitorischen Blick. Eine Lage, wie sie die französische Literatur hundertfältig abhandeln sollte, den großen, spannkraftigen Gefühlen und Leidenschaften nachspürend, die an dem trüben Gewirr kleinlicher Zwangslagen im engsten Kreise stark und geschmeidig werden, um dann in der Welt in großen Verhältnissen zu herrschen. Richelieus Mutter wird uns von den Zeitgenossen geschildert als eine Frau, die verstandesklar und von stillem, aber eisernem Willen, alles Trachten unverrückbar auf die Rettung und Mehrung des Vermögens, die Laufbahn der Kinder gerichtet hatte; dabei hat ein Dichter, der sie kannte, sie einer Taube verglichen, indem er ihre Sanftmut, Herzensgüte und Reinheit lobt, Eigenschaften, für die der unheimliche Kardinal ihr lebenslang die tiefste Ehrfurcht bewahrte, wie denn sein Verhältnis zu der eigenen Mutter stets gemüthhaft tief, wirklicher Rührung nahe blieb und jene innerste Weichheit offenbarte, von der Bismarck, der unter ähnlichen sozialen Bedingungen Geborene, einst sagen sollte, nur wer in der Jugend der Weichste gewesen sei, könne durch das Leben der Härteste werden.

Richelieu war ein schwaches Kind, man glaubte, ihn nach der Geburt lange nicht am Leben erhalten zu können; seiner Mutter kostete er beinahe Leben und Gesundheit, und er selbst ward in seinem kurzen Dasein nie frei von fieberhaften Zuständen, die seit seiner Geburt ihm anhafteten. Durch Leben, Krankheit und Todesgefahr waren Mutter und Sohn in geheimer, besonderer Weise verbunden, Krankheit und schmales Bemessensein der Erdentage sollten zu steigernden Elementen im Wesen des Kardinals sich ausbilden, die beständige Gefahr der Zeiten sollte ihn stählen, kein Jahr

der frühen Jugend dieses Menschen verlief friedlich, bis zu den finsternen Mauern des Schlosses brandeten die Kriegswogen, die Pestseuchen, schwer lastete in der Kargheit und Not des täglichen Lebens der unausgesprochene, zähe Kampf zwischen der Mutter und der Ahne; Richelieu war fast niemals frei von schweren Kopfschmerzen, epileptische Zustände folgten bei ihm auf Zeiten mächtiger Steigerungen aller Fähigkeiten. Eine seiner Schwestern starb im Wahnsinn, einer seiner Brüder hielt sich bisweilen für Gottvater. Geistig erfaßte der junge Armand Richelieu alles Dargebotene spielend und fieberhaft rasch; bis zu seinem neunten Jahr wurde er zu Hause erzogen, dann kam er in jene Fürstenschule, das Collège de Navarre zu Paris, auf dessen Bänken auch Heinrich IV. gesessen hatte; später besuchte er die Akademie unter dem Namen eines Marquis de Chillou.

Die erste Schule war völlig laizistisch, die zweite nach heute englisch anmutenden Erziehungsprinzipien angelegt, mit dem Ideal des «self control», des «fair play», sehr allgemein über alle Wissensgebiete orientierend, sportlich, militärwissenschaftlich, mit dem Ziel, junge Herren für die Führung in des Königs Dienst auszubilden. Eine hohe Schule somit des Ehrgefühls, der Lebensart, der Eleganz. Ihr Direktor, Herr von Pluvinel, der Oberst-Stallmeister des Königs, hatte ganz bestimmte Anschauungen über die Ausdrucksform, die Gebärdensprache, die ein Edelmann sich anzueignen hatte, die Höhe des Hutes, die Art der Federn, die Länge des Mantels, die Weise, in der die Halskrause gestärkt werden mußte — all das bestimmte er. Sicher ist, daß der physische Mut, die natürliche Kühnheit, die Richelieu auszeichneten, in jenen Jahren ihre Ausbildung gefunden haben.

*

Heinrich III. hatte, um Richelieus Vater zu belohnen, ihm das Verfügungsrecht über das Bistum von Luçon verliehen, über ein armes Bistum, das ärmste von Frankreich, sagte man, aber immerhin aus der bischöflichen Stellung ließ sich vieles gewinnen. Jacques du Plessis, ein Großonkel des Kardinals, war der erste Bischof von Luçon aus dem Hause Richelieu gewesen. François du Plessis, der Vater des Staatsmannes, bezog bei Lebzeiten das Konsistorialeinkommen und nach seinem Tode fiel es seiner Witwe zu. Stellvertreter, die nur Strohmänner und Namenshalter waren, trugen

in seinem und seiner Erben Namen die Mitra, und während fast 50 Jahren wurde das Bistum nach Gutdünken der Richelieu wie ein Pachtgut vergeben. Die Chorherren von Luçon ertrugen diesen Zustand schlecht. Sie hätten lieber auf einen Bischof verzichtet, denn das Bistum wurde regelmäßig besteuert, aber geleistet wurde auch das Allernotwendigste nicht. Sie versuchten den Rechtsweg zu beschreiten. Susanna von Richelieu erschrak und setzte sich eifertig ans Werk der Verteidigung dieses Rechtes, ihres Besitzes; sie machte Vorschläge zur Besserung der Verhältnisse und schließlich versprach sie, ihr zweiter Sohn Alphonse würde raschestens seine Studien abschließen. Man ließ zur Sicherheit diesen Alphonse vom König ausdrücklich zum Bischof wählen. Seit 1595, er war noch nicht zwölf Jahre alt, gab man ihm schon den Titel eines Bischofs. Aber man hatte ohne ihn gerechnet; er war ein tiefsinnger, ernster, innerlich gepeinigter, schwer belasteter Mensch von qualvollem Verantwortungsgefühl; er schwankte zwischen Zeiten, in denen er sich für Gottvater hielt, und Zeiten völliger Selbstaufgabe. Am Tage der Investitur weigerte er sich, mit der Mitra sich krönen zu lassen. Er floh, dorthin, wo ihm kein Wort mehr konnte entrissen werden, er wurde Karthäuser.

Alle Vorkehrungen Susanna Richelieus waren durchkreuzt, das Bistum würde ihr genommen werden, sie zweifelte nicht mehr daran. Oder sollte sie den dritten Sohn dem Waffenhandwerk, zu dem wohl sein feuriger Geist, nicht aber sein schwacher Körper ihn bestimmten, sollte sie ihn dem Wirken in der Welt entziehen, war der kirchliche Weg gangbar für seinen Ehrgeiz? Dieser dritte Sohn war klug, rasch, entschlossen, ohne jede Sentimentalität, zu allem bereit. Man beriet streng, genau, angespannt im Familienrat, man kämpfte Schulter an Schulter, Armand Richelieu gab selbst den Ausschlag, er nahm an.

Siebzehnjährig war er damals. Nun warf er sich auf das Studium der Theologie. Die öffentlichen Kurse konnten für ihn nur Zeitverlust bedeuten; er hat sich die christlich-kirchliche Wissenschaft selbst erworben, Tag und Nacht war er an der Arbeit, in den hellen Morgenstunden habe sein Licht in den Tag hineingebrannt. Diese Zeiten äußerster, mit der ganzen Lebenskraft und Leidenschaft erfüllten Anspannung des aufnehmenden Geistes hat er wie so viele große Vollbringer jung durchlebt. Ein Engländer, Richard Smith, war damals sein Lehrer in Kontroverse und Apologetik, er war einer

der freiesten Geister der zeitgenössischen Theologie. Richelieu wurde ein glühender Verfechter der damals modernen Philosophie, er verlangte Gelegenheit, öffentlich in der Sorbonne zu disputieren. Es wurde ihm abgeschlagen, da solches noch nie geschehen war. Gerade dies aber war es, was ihn gereizt hatte. Wenn die Sorbonne es nicht zuließ, so gestattete es doch das Collège de Navarre, Richelieu sprach und er erregte Aufsehen, was genau sein Ziel gewesen war. Im übrigen mußte man rasch vorwärts kommen; im Charakter dieses Menschen war nichts Zögerndes, sodann: es ging um das Bistum! 1603 war der von der Familie in die episkopale Funktion eingesetzte Vertreter vom Parlaunt dazu verurteilt worden, einen Drittel des Einkommens der Diözese zur Reparation der Kathedrale und des bischöflichen Palais zu verwenden. Zwei Kanonici waren eigens nach Paris gereist. Die Lage des Vertreters, des ungeweihten Bischofs, wurde unhaltbar. Seit Oktober 1604 zeichnete man in den Akten im Namen des Bischofs mit N... von Richelieu, als habe man noch zwischen Alphonse und Armand gezögert. Es mußte gehandelt werden. Ende 1606, ohne daß man die Prüfungsergebnisse, die akademischen Grade abwartete, fünf Jahre vor Eintritt des kanonischen Alters, wurde der Abbé Armand von Richelieu feierlich zum Bischof von Luçon gewählt. Gleichzeitig ersuchte Heinrich IV. für die Konsekration um den notwendigen Dispens in Rom. Beim König hatte Richelieu einen starken Fürsprecher in der Person seines eigenen älteren Bruders Henry, der ein lebhafter und generöser Geist war, im Glänzen vieles vertat, was der kühle, zähe Rechner Armand mit einem sicheren Sinn für die Gefährlichkeit des Lebens und die Weite und Schwere des Wegs und der Aufgabe aufs behutsamste anlegte. Auch Armand hat seiner Familie unablässig geholfen, aber immer zielstrebig, konstruktiv, nach einem klaren Plan. Henrys Güte war dem Kardinal später bei der reifen Beurteilung des menschlichen Daseins leise verächtlich, weil es zu leicht ist, und zu billig, in dieser Weise gutherzig zu verschwenden. Er lebte heiter am heitersten Hofe der Christenheit und er führte seinen jungen klugen Bruder bei dem großen König ein, der ihn sofort wog, durchblickte und mit Staunen begriff. Heinrich IV. schrieb an seinen Gesandten beim Papst, Armand du Plessis Richelieu habe das kanonische Alter zum Tragen der Bischofswürde noch nicht erreicht, er sei aber gewiß, daß sein Verdienst und seine Gaben diesen Mangel leicht aufwiegen würden, ja, er setze große Erwar-

tungen auf seine Leistungen. Sicherer, richtig messender Blick des Monarchen.

Während nun der Gesandte die Sache betrieb, erledigte Richelieu in größter Anspannung und scheinbar spielend sein Studium. Und dann plötzlich ungeduldig über die Langsamkeit der Prozedur der Kurialkanzlei, setzt der junge Priester sich in den Sattel und verreist selbst nach Rom.

Damals war das Spanische die Weltsprache, die große Welt sprach spanisch, überall im selben Maße, wie sie im achtzehnten und im beginnenden neunzehnten Jahrhundert französisch sprach. Es gab eine Internationale der Oberschicht mit spanischer Manier, die sich durch die schwersten Spannungen der großen Politik hindurch kannte und das Maß für die Wirklichkeit der Lage behielt, nicht wie das in seinem Horizont national begrenzte Bürgertum zu Träumen des Hasses und der Liebe voll von blutiger Täuschung neigte.

In Rom lernte Richelieu Entscheidendes: einmal das Leben auf weite Sicht, die Humanität, das stumme Warten vor den spät und plötzlich sich enthüllenden großen Zielen, er lernte es, das europäische Gesicht zu betrachten und jederzeit zu erkennen, sein Lachen, seinen Zorn, sein denkendes Versunkensein zu deuten, das Stolze, ans Herrschen gewohnte Spanische, das seine eigene Skala des Wechsels kennt, vom größten Gewährenlassen und voller Distanz, bis zu der unheimlich vertraulichen Gebärde der Brauen im Augenblick des verschwiegene Dolchstoßes von hinten; das Italienische mit dem Pathos seiner edeln Proportion und ihrer Humorlosigkeit, seiner schönen klaren Offenheit und dem plötzlichen sich Entziehen, dem Wechsel aus dem Herrenmäßigen zum Dienerhaften, dem Treuen, Vertrauten zur Fremdheit; klug in allem, nur nicht im Scherz. Dann dasjenige der Deutschen, wie vielfältig es war und doch wieder in den Grundzügen ähnlich in seiner übertriebenen Sicherheit, weil ganz im Grund unsicher in dieser Welt, leicht beleidigt und rasch im Verzeihen, unerreichbar hoch inspiriert, wie in einer Ära von Musik oder dumpf und angelernt, wie in Serien geschaffen, ohne Schönheit der Sitte, ohne ihr schonendes, stillschweigendes Wachestehn vor der Welt der Gefühle, nein, mit dem Drang, diese Gefühle auf den Markt zu tragen und zu glauben: Grenze, Bezeichnung, Name seien nichts als Schall und Rauch. Diesem Eindruck entspricht, was der Kardinal über die Nationen in vielfältigen und trockenen Notizen sich aufschrieb.

Mit den großen Kardinälen trat Richelieu in nahen Verkehr. Er lernte es, seine natürliche Heftigkeit zu meistern, sah, daß jener gewinnt, der vom Leben lernt und jener andere verliert, der das Leben belehren will. Verhaltenheit war sein Ziel und in der Verhaltenheit die Aneignung des als notwendig Erkannten mit eiserner Konzentration. So lernte er spanisch, er sprach nur noch diese Sprache. Er erstaunte jedermann, von Verkanntsein fiel kein leiser Schatten in seine Tage. Er war da, wirkte, die Umgebung mußte mit ihm rechnen. Welch ein Theologe war er, wie schlagkräftig begründend aus einem nie versagenden Gedächtnis, dabei war er ja fast noch ein Kind. Der Papst selbst, Paul V., zu dem der Zutritt für so schwierig galt, für den jungen Prälaten ließ er seine Türen immer offen halten. Der Kirchenfürst ging weit in dem Zutrauen, das er der Tragfähigkeit dieses jungen Menschen, seiner Verschwiegenheit, seinem Takt schenkte, er sprach ihm von den Sorgen, die ihm das Privatleben Heinrichs IV. bereiteten; allen Lockungen der Sinne gebe der kaum erst aus den schwersten geistlichen Irrtümern herausgetretene Mann sich hin, gar sehr sei es zu befürchten, daß er durch sein laxes Verhalten auch bald den Dingen des Glaubens gegenüber wieder gleichgültig werden müsse. Richelieu verteidigte seinen Herrn so glücklich, daß der heilige Vater das Gespräch mit dem Worte abschloß: «Henricus Magnus armandus Armandus.»

Die Feinde und Neider sollten nicht fehlen. Man sprach zu viel von dem jungen Franzosen. Daß er eine Predigt, die er angehört hatte, einige Tage später dem Papste wörtlich wiedergeben konnte, das erstaunte noch weniger als die Improvisation, die er dann über den selben Text der Schrift durchführte.

Das Ergebnis, das Richelieu durch seine Reise gesucht hatte, fiel ihm zu, bevor die unterirdischen Widersacher seines Erfolges ihr Werk tun konnten: «Aequum est ut qui supra aetatem sapis, infra aetatem ordinerit.» (Es ist gerecht, daß der über sein Alter hinaus mit Weisheit Begabte auch trotz seiner Jugend ins Amt gesetzt werde.) Kurz, Richelieu erhielt den Dispens. Der Bericht seiner Gegner, er habe einen falschen Taufschein vorgewiesen, bleibt bis heute umstritten. Richelieu wurde in Rom an Ostern 1607 zum Bischof geweiht. Er hatte das 23. Jahr noch nicht erreicht.

Als Bischof trat er in Paris vor das Kollegium der ihn prüfenden Lehrer, mit bedecktem Haupte antwortete er auf ihre Fragen. Seine Doktorarbeit trug als vermessenenes Motto die Worte der

Schrift: «quis erit similis mihi?» (Wer wird mir gleichen?) Aber er machte sie wahr, die Prüfenden wie die Zuhörer standen wie vor einem Wunder vor der Vollständigkeit seines Wissens, der Schlagkraft seiner Beweisführung.

Richelieu bleibt nun in Paris. Aber er hat in dieser ununterbrochenen Anspannung etwas überdehnt in sich, die Reserve tief angegriffen, ein heftiges Fieber, das Fieber seiner Kinderjahre bricht wieder aus, ein früher Tod beginnt schon gleichsam in diesem von schärfstem Willen gehaltenen schwachen Körper sich einzurichten. Schwere Kopfschmerzen martern ihn fast unablässig, Kuren verschlechtern den Zustand, aber sobald es wieder erträglich wird, wirkt Richelieu nach Außen, er predigt, er füllt die Kirche mit Andächtigen, am Hof ist er geschätzt, er hält sich an den einflußreichen Kardinal du Perron; der König aber sagt ihm große Zukunft voraus, nie nennt er ihn anders als: «mein Bischof.»

Aus all dem jedoch fährt der junge Kirchenfürst plötzlich weg in die Provinz nach Luçon. Er ist zu Ende mit seiner Kraft, zu Ende mit seinen finanziellen Mitteln und was das Entscheidendste ist: Niemand hat es bemerkt, er hat bis zuletzt durchgehalten. Als sei alles in bester Ordnung. Von einem Freund läßt er sich einen vierspännigen Wagen leihen, und mitten im harten Winter reist er, von schwerem Fieber geschüttelt, geleitet von dem untrüglichen Instinkt, daß er jetzt zu warten, zu verschwinden, noch auf der Höhe eines jungen, unverbrauchten Rufes abubrechen habe. Mitte Dezember trifft er in Luçon ein.

Schweizerische Musik, von außen gesehen

von Ernst Krenek

Heute, wo im Zuge der Gleichschaltungstendenz das deutsche Bewußtsein dazu ermuntert wird, die historisch gewordene und immer noch voll lebendige Vielfalt seiner Erscheinungsformen mit Prokrustes-Methoden in die Perspektive einer wohl allzu summarischen Vereinfachung zu rücken, müssen gerade jene Teile des Deutschtums, die sich politische Unabhängigkeit und im Zusammenleben mit anderen Nationen geistige Offenheit bewahrt haben, alles daran setzen, zur Erhaltung dieser kostbaren Güter eben jene inne-